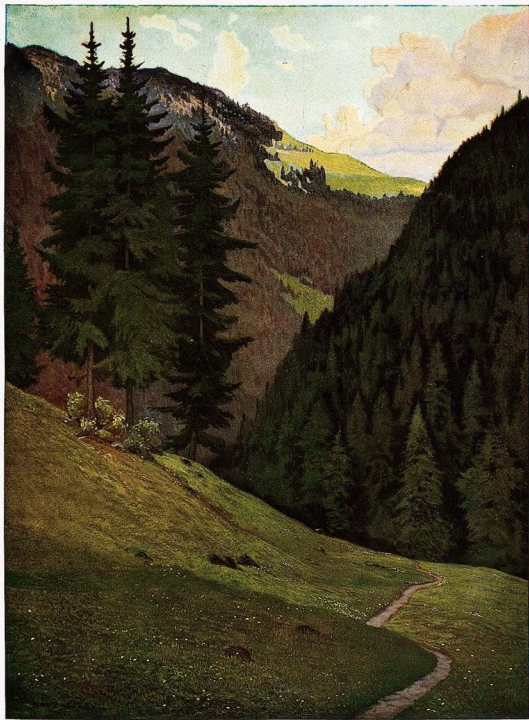


J U G E N D

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1936 / NR. 4



Stilles Tal

Max Zaepfer

PFEIFENGESCHICHTE

Von Karl Bahnmüller

Am Nachmittag war Anton draußen gewesen im Josefswald, wo es ein Schellenfischgraben gegeben hatte, und nun schlenderte er, hungrig und eines unbefriedigten Verlangens voll, heimwärts. Ein schöner heller Schein war über die Straßen ausgegossen, den die Fensterscheiben und die gläsernen Ladenhülsen glänzend zurückgaben. Mäntel schob sich aber ein weißes Wölkchen vor die Sonne, und dann wurde ein wehender Schatten, ein dunkler Schleier über die Stadt gezogen, der den leichten Glanz verlöschte. Er streifte auch Anton, der halbalt vor sich hinstummte, und ließ ihn, den Vögeln gleich, stumm werden. Aber nicht lange und das Gesänge begann von neuem.

Sein Gesicht war noch milchrein und kindhaft, doch es gab auch schon Furchen an ihm, daß er sich der Schwelle näherte, über die man ins männliche Leben eintritt. Einstweilen benahm er sich freilich ganz nach der Weise der Knaben. Er schlang sich mit der Hakenkette, die er am Straßeneck geschnitten hatte, gegen die Heisen, setzte sich wie ein fischerischer Gaul, der die Nähe des Stalles roziert, in einen gelinden Trab und bog geschwind in die Gärbegasse ein. Die klappernde Etage hinauf nahm er drei Stufen auf einmal und stand dann heftig atmend vor der Tür. Doch sie öffnete sich nicht.

Seine Eltern waren noch nicht zu Hause. Er hatte sie draußen vor dem Schuppenhaus im mahelnden Gewühl verloren und, weil sich der Wettkampf noch lange hinziehen konnte, nicht eben fleißig gesucht. Ein klingendes Geschmetter hatte ihn dann zum Karussell hinübergeleitet, das mit seinen Tieren schwebend und flimmernd kroste. Rings aber flog die sommerliche Lust auf ihre höchste Stufe. Rote und grüne Luftballone schwebten über der treibenden Menge, und von vielen Füßen aufgewirbelt, erhob sich der Staub. Aus den Zelten drang das Geräusch der Feindenden. Junge Mädchen wogelten sich, und ihre hellgelackten Hüften schaukelten an Anton vorbei, verschwanden und tauchten als ferne Lichtpünktchen noch einmal auf. Von allen angesprochen und beäugt, schlenderte Anton dahin und verlor sich. Einmal war es ihm vorgekommen, als habe er seine Eltern, schon sehr weit weg, der Stadt jenseitschieren gesehen. Etwas in ihm widersprach der Pflicht, deren er sich wohl erinnerte, aber dunkel entschlossen blieb er bei der Schiffshäufel. Es war dort ein Mann, dem es gegeben war, leichtsin, mit einer kleinen Handbewegung nur, den laufenden Flug der Schiffe hinauf und hinab zu hemmen. Furchlos schritt er in seiner blauen Mantelentracht unter dem gefährlich schwingenden Voeten einher, und er tauchte, wie wenn nichts weiter wäre, gelassen seine kleine Stummelpfeife. Anton bewunderte ihn und seine Macht. Ein einziges Mal, hatte er sich vorgenommen, wollte er noch abwarten und sehen, wie jener die wüßigstehenden jungen Burschen bändigte und nicht ganz hinausschleichen ließ gegen das rote und weißgestreifte Zeltdach, doch unversichtlich festgehalten blieb er da. Er hörte die Glocke aus Messing noch oft gellen, und viele Male bemerzte der Matrose den Flug. Anterschied hielten die Schiffe an und begannen wieder und wieder ihre Fahrt dem Himmel entgegen. Es war schwer gewesen, sich da endlich loszubinden, aber es mußte doch geschehen. In der Aller drehte er sich oft herum und blickte rückwärts. Das Geduld und das Geschrei hing ihm lange in den Ohren, die Melodien wollten nicht weichen, und sie kamen ihm wie von selbst auf die Lippen. Er war ungern geschieden, nun fand er das Haus leer und sich betrogen.

Woh! lag der Schlüssel wie immer bei derlei Gelegenheiten, unter der Fußmatte, aber dies beängstigte ihn wenig. Sein Hunger meldete sich wieder, und als ihm dann in der Küche ein fetter Dunst in die Nase stieg, wurde die Lerche im Leib nur noch fühlbarer. Er zog zwei, drei Schubladen auf, schob sie gedankenlos wieder zurück, schnitt sich dann

eine Kante vom Brotlaib und aß auch eine kalte Kartoffel, die vom Mittagessen übrig geblieben war. Im Schrank stand eine Schale mit Zucker, er rührte es wohl, doch er traute sich nicht recht heran. Mühsam trat er in die Stube, die ihm nüchterner als je vorkam. Die rote Plüschdecke lag wieder auf dem Tisch, die Stühle standen in peinlich ausgerichteten Reihen, und alles hatte das reine und streng geordnete Aussehen, das sich für den Sonntagmorgenmorgen geziemte. Es war gefährlich, sich länger in dieser Ordnung aufzuhalten, die so leicht und wie von selbst vergehen konnte. Unentschlossen lungerte er herum, hier und da verweilend, ohne Ruhe. Er lehnte am Fenster, sah auf die verlassene Gärbegasse hinunter und dann wieder auf die Uhr, die so träge tickte und nicht weiter kam. Er wartete. Er wartete auf dem Sofa, lagte sich lang hin, zog die Beine an den Leib und die Einzel auf's Poßter, um gleich wieder aufzustehen, wie als sei er bei seinem Feuer entrappt.

Schlieflich wurde er seines Vaters Tabakspfeife gewahr, die an einem Nagel über dem Sofa hing. Den Kopf schief auf die Schulter geneigt, stand er davor und betrachtete sie eindringlich. Sie hatte einen vertrauten Kopf, der aus Porzellan war. Es drängte ihn, das seltsame Ding, das er schon oft begierig angeblickt hatte, herunter und in die Hände zu nehmen. Ein scharfer durchdringender Geruch war in ihren Zügen verfangen. Kühl hing ihm das beirerische Mundstück zwischen den Lippen. Er tat etliche kalte Züge, die ihm einen besitzenden Geschmack auf die Zunge brachten, allein, er hielt sich tapfer und zog ein strenges und feierliches Gesicht. Er marschierte mit großen Schritten in der Stube hin und her, seine Arme verdrängten sich vor der Brust, die gewaltig aufschwang, und er kam sich gewachsen und älter vor. Manchmal klappte er auch den silbernen Deckel auf und stopfte mit der Zehnjfinger die eingebildete Glut weiter ins kuschige Innere, wie er es bei dem Matrosen von der Schiffshäufel gesehen hatte. Und so lange sein närrisches Gebahren währte, hatte er nur eines vor den Augen: den furchtlosen mächtigen Mann, der gelassen in Gefahren war, der lächelte und seine Pfeife rauchte, wie wenn nichts weiter wäre. Ihm trachtete er es gleichzutun. Anderen vielleicht wäre diese Gestalt zwieselfhaft und der Nachfolge unwürdig vorgekommen, Anton schritt hinter ihr her mit dem trauhaftesten Vorsatz, nicht zu verjagen. Küß geworden nach seinem Vorbild stieg er auf den Tisch, achtete nicht auf die rote Plüschdecke und ließ die Lampe an ihren Schnüren schwanken. Es flirrte das Glas und sein Herz, doch im Gesicht rührte sich nichts. Seine Pantomime aber löste sich und malte eine dächigsteuete Moxe, er lächelte ihr zu und empfing Bewunderung. Als er aber mitten in seinen Taten jemanden die Treppe heraufkommen hörte, suchte er bestia zusammen, nahm die Pfeife aus dem Mund und rauchte nicht weichen mit sich und ihr.

Es war, als habe ihm eine geschwinde Hand die Maske vom Gesicht genommen. Ein kindliches Antlitz kam wieder zum Vorschein und die Angst, die es erstarrte ließ, machte auch seine Glieder reglos. Da stand er, auf seinen Tisch gebannt, blickte ratlos zur Tür hinüber und wartete, daß sie aufging. Das Geräusch nicht, wiewohl es ihm nicht ganz glaubhaft scheinen wollte. Die Schritte gingen wirklich an seiner Tür vorbei, er konnte aufstehen, doch er wurde nicht froh. Nun, das es ernst gewesen war, hatte er sich keineswegs bedacht, er war nicht müde geworden, das war nun offenbar, und eine bedrückende Einarigkeit bemächtigte sich seiner. Schon war er dabei, die Pfeife, die ihn verführt und zu dieser Niederlage gebracht hatte, wieder an ihren Nagel zu hängen, als sie ihm aus den unsicheren gewendeten Fingern glitt. Allerlei lag da auf dem Boden. Klopfernden Herzens rißte er sich über die



Hafen

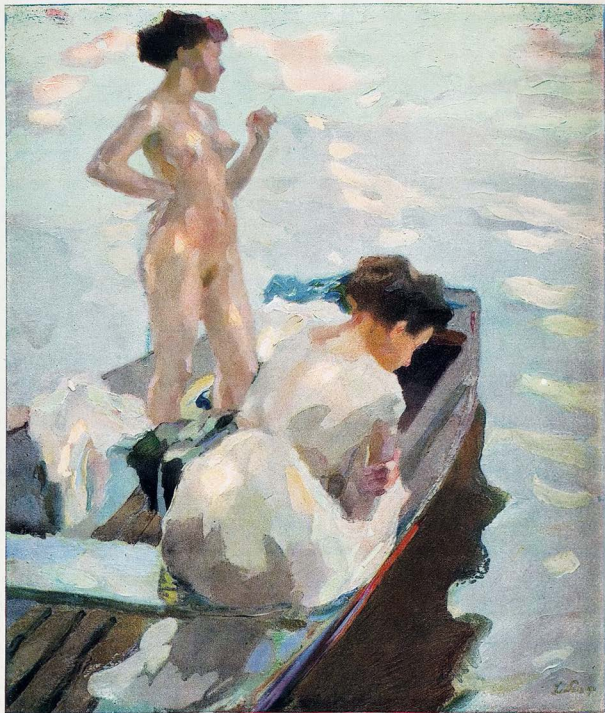
Fritz Herper

Esplitter: Weiß war das Außen, schwarz das Innen. Er meinte, es müsse ihm gelingen, die Pfeife wieder ganz zu machen. Als sie dann zusammengefügt war und an ihrem Plaze hing wie zuvor, war es beinahe, wie wenn nichts geschehen wäre. Man durfte sie nur nicht berühren. Man durfte sie nur nicht genauer ansehen. Ein Riß hatte den Kopf gespalten. Es fehlte auch ein winzig kleiner Esplitter, und so kam es, daß im Porzellan ein schwarzes Wöcklein war. Unzureichend war all sein Bemühen, das Fehlende ließ sich nicht finden. Tiefer nur geriet er ins Schuldhafte, weil seine flatternde Unrast die Ordnung, die er vorgefunden hatte, vollends zerstörte. Sein Herz, es klopfte laut, und niemand war da, der ihm helfen konnte.

Unterdessen hatte es zu nachten begonnen, aus den Ecken krochen die Schatten näher heran und verhallten wohlthätig die Spuren seines Kampfes. Ein dunkel bezogener Himmel hing zum Fenster herein, der Tag war schier dahingeschwunden, doch das Fest mußte noch immer währen. Von ferneher kamen seine Wellen in die Färbegasse geschwommen. Sorgenlose Kufe und Kränze einer nahenden Musik trugen sie Anton zu, der ans Fenster trat, und da war der Zug der fröhlich heintretenden Schönen zu sehen. Ein stampfender Marsch wurde geblasen, dampf durchwirkt vom Gleichakt der Schritte, und voran flog die Fahne. Antons Spielgefährten aber begleiteten die Kolonnen. Sie hielten sich mit sanft schimmernden Lampen nahe bei den Musikanten. Ihre Lichter schwebten heran, schaukelten wohl auch hierhin und dorthin in der dunklen Gasse, beleuchteten die Gesichter mit ihrem rölligen Schein und beachten das bunte Metall der Hörner und Trompeten zum Witz. Anton verlangte es fast unüberwindlich, dabei zu sein, doch es war sonderbar, von einer Sekunde zur andern sah er klar und genau: Wenn er nur dieser neuen Verlockung widerstand, dann konnte es nicht mehr viel ausmachen, was ihn nach der Rückkehr seiner

Eltern erwartete. Darum rührte er sich nicht aus seiner Abgeschlossenheit, verbarste tapfer in der Stube und bei der Pfeife, obgleich ihn ein früher Schmerz durchfuhr. Schon aber verschwand der klingende Zug in der Ferne, entflattert waren die Laternen, und Antons Atem strömte wieder ruhiger aus und ein, und da war es, als dürfe er nun nicht mehr zögern, und zum zweitenmal an diesem Tag nahm er die Pfeife von ihrem Nagel. Ihre Spalten klappten von neuem auseinander, der Kopf zerfiel wider, und als die Teile dann wie zum Beweise auf den Tisch lagen, war es genug, er konnte sich endlich in die Tiefe hinabsinken lassen, in der die Töne ruhen.

Am Himmel wurde mittlerweile der dunkle Vorhang gezogen, und aus den Winkeln flog der Mond. Schächten erschienen auch die Sternbilder, das Fest aber war nun vorbei, die Gäste entlassen, und sie strebten ihren Häusern zu. Der Schläfer indes, von ihren klappernden Schritten, von ihrem letzten Geheule zu halber Klarheit erweckt, sah die Tür aufgehen. Es knarrten die Dielen, Anton schnellte aus seinen Tiefen heraus, und während er noch um Fassung sich bemühte, glaubte er, der Matrose sei gekommen. Abwehrend hob er die Hände. Der andere aber kümmerte sich nicht darum, sondern zündete die Lampe an, und in der schmerzenden Helle zerfiel das Trugbild. Es war der Vater, der da hereingetreten war. Mit einer jähen Gebärde wies Anton auf die zerbrochene Pfeife, und zugleich schlug er tapfer die Augen auf und forschte im Gesicht des Vaters. Es war jedoch vom Hirtend noch so beschattet und verfinstert, daß nicht zu entziffern war, was darin geschrieben stand. Doch still, es wird nichts geschehen! Und wirklich, herab zu ihm bog sich die Mutter, und sie trug eine der poppierten Laternen bei sich, ihm zugedacht, und das Geheul rührte ihn sehr, wieviel es doch zu nichts mehr nütze war.



Im Kahn

Leo Putz

ZWISCHEN DEN ZEITEN

Es war ein kleines Nachmittagsgewitter mit grünen Wolken und hell schallendem Donner und feinschädigen Regen und Sonne dazwischen, und dann gegen fünf Uhr wieder volle Sonne, nur noch wenig Wolken am Himmel und ein Regenbogen über der Landstraße. Ich hatte am Fenster des Biershauses gesessen und dem Gewitter zugehört und zwei Schnäpse und ein Bier getrunken, und als der Regen aufhörte, ging ich hinaus und auf der Landstraße weiter, atmete die Kühle und den Geruch von nassem Staub, und dann ging ich den Hohlweg hinab und durch das Wiesental, die Wiesen dampfend, und dahinter kam der Wald, alle Bäume noch naß vom Regen, aber unter den dichten Tannen der Boden trocken, und ich sah das Gutschaus zwischen den Buchen eben; es war ein Fachwerkbau mit weißgeputzten Feldern und schwarzen Balken, und man konnte es schon von weitem zwischen den Buchen sehen. Die junge Gutscherrin stand auf dem Hof und sah den Männern zu, die ein Pferd beschlugen.

Wie ich sie so in ihrem hellen Leinenkleid auf dem Hof stehen sah, in der Sonne, und wie sie den Kopf ein wenig geneigt hielt, weil sie den Männern zusah, dachte ich wieder, daß sie mir schon früher einmal irgendwo begegnet sein mußte oder daß sie eine Ähnlichkeit mit irgend jemand hätte, den ich kannte. Aber ich konnte mir nicht denken mit wem. Ich hatte die ganzen Tage, seit ich hier wohnte, daran gedacht, und als sie jetzt den Kopf hob und mich lächelnd anblickte, betachtete ich sie wieder daraufhin, aber ich konnte es mir immer noch nicht denken.

„Sie sollen ihm flachere Stollen geben“, sagte sie und machte mit dem Kopf eine Bewegung zum Pferd hin. „Ich will meinem Mann entgegentreten. Er hat in Wübbach zu tun. Haben Sie wieder Ihren Nindgang gemacht?“

„Ja, Ich war zuerst beim Wilhelmshof oben und dann auf dem Weg, den ich als Junge oft geritten bin, zum Fluß und habe ein bißchen gebadet, aber ich hatte keine Ruhe, ich sah das Gewitter schon aufziehen.“

Sie blickte mich an, und ich hatte ein sonderbares Gefühl, als ob wir uns plötzlich erkennen müßten und jeder sagen: „Ah! Sie sind es!“, aber dann sah sie wieder nach den Männern, die das Pferd beschlugen, und sprach mit ihnen über irgend etwas von Stollen.

Ich ging die Treppe hinauf, in meinem Zimmer waren die Fenster zu, es war noch die ganze Wärme von vor dem Gewitter darin, und ich machte die Fenster auf, und wie ich mich umgab, fühlte ich die Kühle hereinkommen und sah im Zimmer verteilt. Ich hörte den Tenor nebenan, er sang einige tiefe Töne und einige hohe Töne, und dann hörte er auf und räusperte sich und ging wieder von vorne an. Dieser Flügel des Gutschhofes wurde nicht mehr

benutzt, und der geschäftstüchtige Verwalter hatte hier eine Art Pension eingerichtet; der Gedanke war originell, man hatte die Illusion, auf einem Rittergut zu leben, dafür waren die Preise ziemlich hoch. Aber ich wollte gern für einige Wochen mal wieder in meiner Heimat sein. Ich war über zwanzig Jahre weg gewesen.

Also zog ich mich langsam an und dachte an den Fluß, der jenseits der Landstraße und der Kornfelder war, in einem Waldtal, und an den kleinen Gutschhof auf der Höhe, mit den Nußbäumen an der Westseite und von dessen Dachfenstern man ganz in der Ferne am Horizont die Stadt sehen konnte und immer einen leichten Dunstschleier über der Stadt, auch bei dem klaren Sommerwetter. Meine Eltern lebten damals noch. Mein Vater war von seiner Jugend an mit Herrn Holmann, dem der Wilhelmshof gehörte, befreundet. Herr Holmann hatte viel auswärts zu tun, er handelte mit Pferden, ich war damals vierzehn, ich hatte auch ein Reitspied, und ich durfte die junge Frau Beate Holmann auf ihren Spazierritten begleiten.

Im Sommer ritten wir fast jeden Tag durch den Wald bis an den Fluß, und da banden wir die Pferde an und verfrachten uns in der Sträucher, und kamen im Badezugang wieder hervor und badeten, und ich sah zu, wie Frau Beate schwamm. Ich konnte noch nicht schwimmen, und sie machte sich lustig über mich, und ich schämte mich und wurde rot, wenn jemand von Schwimmen sprach. Ich ritt morgens um 5 Uhr, vor der Schule, an den Fluß, im flachen Wasser zu üben, und ich hatte Frau Beate schon erzählt, daß ich es könnte, aber an dem Tag hatte ich wieder ein bißchen Angst. Sie war bis zu der Sandbank in der Mitte des Flusses geschwommen, sie stand da und lachte und rief: „Hallo, warum kommst du nicht?“

Ich sah über das Wasser zu ihr hin, sie war

ganz braun von der Sonne und naß und blank, und ich dachte: Warum habe ich solche Angst? Sie bogte sich vor und winkte. Als ich schon ein Stück geschwommen war, hatte ich das Gefühl, ich könnte überhaupt nicht mehr schwimmen, aber ich kam doch bis zu der Sandbank, ganz erschöpft, und mußte mich gleich auf den erhöhten Sand setzen. Frau Beate setzte sich neben mich. Ich sah auf das Wasser, das sehr rasch floß und in der Sonne glänzte, und man mußte die Augen zukneifen, wenn man länger hinsah. Aber es war angenehm, über den Fluß hinweg zu dem Wald am andern Ufer zu blicken, wie er so dunkel und ruhig vor dem klaren Himmel stand, und ich nahm mir vor, nicht nach Frau Beate zu sehen, immer nur über den Fluß hinweg nach dem schönen dunklen Wald, denn ich wusste, daß ich sie zu oft ansah, und fürchtete, sie könnte es bemerken, aber dann konnte ich es nicht mehr aushalten und sah sie an, und im gleichen Augenblick sah sie mich auch an.

„Warum machst du immer so große Augen?“, sagte sie, „man sieht von dir überhaupt nichts mehr als die Augen.“

Ich konnte sie nicht mehr ansehen, ich blickte auf den Sand, und da lag ihre Hand, und ich bogte mich darüber und küßte die Hand. Sie füllte sich warm an, und als ich sie gelüßt hatte, sah sie noch genau so aus wie vorher.

„Ich will doch deinem Vater mal sagen, daß er dich in einen Langsturus schickt.“

„Bitte nicht, gnädige Frau“, sagte ich, „er zählt Sie bitte meinem Vater nichts davon.“ Sie stand auf.

„Ich will ihm nichts erzählen, wenn du jetzt keine Angst mehr hast und tapfer zurück schwimmst. Es ist Zeit für uns.“

Ich lief ins Wasser, das Ufer fiel hier sehr steil ab, und ich schwamm mit hastigen Bewegungen, aber ich kam nicht sehr schnell vorwärts. Sie mußte oft auf der Stelle bleiben und Wasser treten und warten, bis ich wieder neben ihr war.

„Du mußt rascher schwimmen“, sagte sie, „da hinten kommt ein Haißisch.“

„Sie irren sich, gnädige Frau“, sagte ich, „ich glaube, es ist ein Krokodil.“

„Ich habe morgen nachmittag Schule“, sagte ich, als wir beimitten, „ich habe erst um 4 Uhr frei.“

„Das macht nichts“, sagte sie. „Dann reite ich schon vor und gehe bis dahin ein bißchen ins Wasser.“

„Und Sie bestimmen da, gnädige Frau?“ „Bestimmt!“

Auf dem Waldweg waren viele Mücken in der warmen Luft, schwärmten um unsere Köpfe und hoben und senkten sich durcheinander, und einmal sah Frau Beate ihr Pferd beißen, weil eine rote Schnecke mitten auf dem Weg lag.

Als ich am nächsten Tag an den Fluß kam, war sie nicht da, ich rief über das Wasser



Vignette

Bold



Waldsteg

Rolf v. Hoerschelmann

„Hallo!“ und war sehr enttäuscht, aber dann, nachdem ich ein Stück flussabwärts gegangen war, sah ich das Pferd an eine Buche gebunden, und ich ging weiter flussabwärts und rief „Hallo!“, und dann kam ein Mann aus dem Ufergebüsch und winkte, und als ich näher kam, stand da eine ganze Menge Holzfäller um irgend etwas herum, aber ich konnte noch nicht erkennen, was es war, und als ich noch näher kam, sah ich, daß Frau Beate auf dem Boden lag, um sie herum war der Boden dunkel von dem Wasser, das von ihr herabließ, und die Holzfäller sagten, daß sie schon alles versucht hätten und daß es vergeblich gewesen sei. Sie lag so ausgestreckt da und sah furchtbar tot aus.

Als ich mit meinen Stiefeln die Treppe hinabstieg, dachte ich noch immer daran, wie die junge Frau damals so ausgestreckt auf dem Ufer gelegen hatte, und dann hörte ich auf das Geräusch, das meine Sporen verursachten, und es ist immer ein angenehmes Gefühl, wenn man in Stiefeln und Sporen eine Treppe hinabsteigt, und unten steht das Pferd bereit, und die Stiefel fühlen sich schwer an, aber der Oberkörper ist leicht und alles so richtig zum Eisen eingerichtet, und für die Stiefel gibt es Eisenbügel; ich war schon oft hier geritten, aber ich hatte die Gutscherin noch niemals

reiten gesehen. Als ich aus dem dunklen Hausflur auf den warmen, hellen Hof trat, sah ich sie vor den beiden Pferden stehen, die der Stalljunge hielt, und als sie mich kommen sah, ging sie zu ihrem Pferd. Ich wollte ihr in den Sattel helfen, aber sie saß schon oben, mit einem Sprung, einem Vorbeugen und einem schnellen Uberschwingen des rechten Beines. Ich beobachtete sie, wie sie sich so in den Sattel schwang, und beobachtete sie, wie wir im Galopp zum Tor hinaus und in den Wald hinab ritten und durch das Wiejental und auf der andern Seite wieder hinauf und auf der Landstraße weiter, und ich sah sie in gleicher Höhe neben mir bewegt, in den engen Stiefeln und den grauen Breches und dem weißen Hemd mit den kurzen Ärmeln, und die ganze Zeit über hatte ich das Gefühl, als ob in mir etwas sinke, und dann hörte das Gefühl auf, ich war ganz ruhig und meiner Sache sicher.

„Ich wollte Ihnen noch etwas sagen. Sie müssen beim Schwimmen im Fluß vorsichtig sein.“

„Warum, gnädige Frau“, sagte ich, „gibt es da Krokodile?“

„Nein, Halbschne.“ Sie beugte sich vor, nahm den Zügel in die linke Hand und klopfte und streichelte mit der andern Hand den Hals

ihrer Pferdes, und dann ließ sie die Hand für einen Augenblick dort liegen. Ich sah die helle schmale Hand auf dem dunklen Pferdehals. Plötzlich zog sie die Hand weg.

„Ich tue Ihrer Hand schon nichts“, sagte ich. Ich sah sie an, und sie wurde ein bißchen verlegen. Und wir ritten weiter auf der Landstraße, zu beiden Seiten blühende Apfelbäume, und dahinter die Weiden und Felder in einem besonders hellen Grün nach dem Gewitterregen.

„Es ist schon jemand ertrunken in dem Fluß“, sagte sie, „er hat Strudel, gerade an der Stelle, wo Sie immer schwimmen, unterhalb der Sandbank.“

„Ich weiß“, sagte ich, und wir ließen fast gleichzeitig unsere Pferde Schritt gehen. Ich verneinte diese Stelle. Ich habe Ihre Mutter sehr gut gekannt. Ich erinnere mich auch an Sie. Wenn Ihre Mutter forttritt, kamen Sie in einen kleinen Laufkäfig, nicht wahr? Und Sie hatten bunte Kissen in dem Käfig und Puppen und eine kleine Spieluhr: Weißt du, wieviel Sternlein stehen . . .“

„Ja“, sagte sie und wurde blaß und dann ganz rot und mit einem wunderbaren Ausdruck in ihrem Gesicht, als sei sie eben erst nach geworden. „Sie werden mir noch viel erzählen

müssen. Bald werde ich nicht mehr reiten können, und dann habe ich sehr viel Zeit. Wollen Sie?"

Ich sagte, daß ich wollte, und nach einer halben Stunde saßen wir ihren Mann zwischen den Obstbäumen heranreiten, und sie beugte sich vor und fiel in einen so scharfen Galopp, daß

ich darauf verzichtete, neben ihr zu bleiben, und mein Pferd anhielt und ihr nachsah. Ich dachte, daß man oft glaubt, etwas ist vorbei im Leben und kommt niemals wieder, und es ist eine leere Stelle da, alles andere nur lebloses Abbild, und dann an einem schönen Tag steigt es auf wie ein Traum und ist kein Traum, aus der

Endlosigkeit; also darf man es ansehen, und das genügt. Ich freute mich, und dann kamen die beiden heran und ließen ihre Pferde Schritt geben; sie hatten jetzt Zeit, und der Abend war sehr schön, mit bläulicher Dämmerung, über den Feldern Nebel, und am Horizont war noch Weiterleuchten.

DER BESUCH

Von Georg Illwara

In der Mittagsstunde stand er auf dem Frauenplan zu Weimar. Er war offenbar vom Himmel gefallen. — Der würdige Fremde war biedermierisch gekleidet, trug einen Ordensstern auf der Brust und war in einen vollgewichtigen Mantel gehüllt. Mit seinen großen, jupiterhaften Augen beschaute er prüfend ein paar neue Gebäude in der Umgebung des Platzes, wich ohne Eilfertigkeit einem nervös tötenden Auto aus und schritt ungehindert auf das berühmte Goethe'sche Haus zu, zög mit rascher Bewegung am Klingelzug, ohne die Tafel zu beachten, auf der die Besuchzeiten des Museums genau bezeichnet standen. Der aufrechte Herr ließ sich keine Unruhe anmerken, als der Pförtner nicht sogleich öffnete, sondern ergriß den Klingelzug noch einmal und legte die Hand auf die Klinke. Ein Schlüssel klickte im Schloß — und durch die schmale Türspalte blickte das Gesicht eines uniformierten Hausmeisters.

„Keine Besuchzeit!“ meldete er.

„Aber mein Herr, Sie gestatten doch wohl, daß ich das Haus betrete, das ich fünfzig Lebensjahre mein eigen nenne!“ erwiderte der Fremde. Entnützt durch das bestimmte Auftreten des außerordentlichen Besuchers wich der Uniformierte ein Stück zurück und gestattete dem selbst-

süheren Herrn, zur ungewöhnlichen Stunde einzutreten. Mit raschen Schritten stieg der Fremde die breiten Treppen empor, warf im Vorbeigehen einen vollen Blick auf die im Treppenhause aufgestellten Bronzen — und schlug eine Tür mit lauten Schlägen hinter sich zu. Der Hausbeamte befreite sich, den Ausgang nach der Straße rasch zu schließen und folgte dem jüdischlichen Herrn mit größter Eile.

Er übertraf ihn im „Goethe'schen Arbeitszimmer“. Als wäre er hier zu Hause, hatte der Besucher bereits den Zylinderhut abgelegt und den Mantel über einen Stuhl geworfen.

„Mein Herr, Sie haben noch nicht bezahlt!“ sagte der Hausmeister.

„Wollen Sie verlangen, daß ich in meinem eigenen Hause Entree bezahle?“ kam es zurück. Jörnige Blicke aus zwei großen, schwarzen Augen trafen den eingeschüchterten Mann, der es nicht wagte, seine Forderung zu wiederholen.

Der Besucher drehte ihm mit majestätischer Bewegung sogar den Rücken zu und kreuzte die beiden Arme darüber.

„Welches Amt haben Sie in diesem Hause zu versehen, mein Meister?“ fragte der Fremde.

(Fortsetzung S. 56)



Stadtbrücke

Nachbauer

Alles um Goethe

Eine junge Lehrerin in Frankfurt-Bockenheim hatte versucht, den Kindern den früheren Zustand der Gebärmühle und dessen des Goethes Beziehungen zu ihr zu veranschaulichen. Das Ergebnis dieser Bemühung wurde von einem Kinde folgendermaßen verarbeitete: „Am Main liegt einsam die Gebärmühle. Sie wurde früher von Goethe viel benutzt.“

*

Eine Schulkasse hatte einen Ausflug nach dem Oberstetturm unternommen. Einer der von den Jungen darüber geschriebenen Aufsätze sah so aus:

„Gestern machten wir auf den Oberstetturm. Hier hat Goethe oft gefessen, damals war er noch nicht so voll. Nachher führten wir am Weg links ab wieder in Goethes Vaterstadt zurück.“

Dazu hat er Zeit

Dem verschwenderischen Buckingham warf ein verächtlicher Grigialis einmal vor: „Warum leben Sie nicht wie ich?“

„Wie Sie?“ erwiderte Buckingham. „Das kann ich doch immer noch, wenn ich keinen Cent mehr besitze.“



Der Maisingersee

H. Mayrhofer-Passau

„Ich bin Hausmeister und führe die Besucher.“

„Co! Und kommen deren viele?“

„O ja! Tagtäglich.“

Der Besucher dachte sich wieder um, und der Hausmeister begann mit seinen üblichen Ausführungen.

„Hier in dieser Stube, mein Herr, wenn es Sie interessiert — hat Goethe beinahe fünfzig Jahre lang gearbeitet. Hier vollendete er den ‚Faust‘. Hier entstanden die Romane, die wissenschaftlichen Arbeiten und viele Gedichte...“

Der Fremde unterbrach rasch: „Woher wissen Sie das?“

„Es ist überliefert — und außerdem gibt es gründliche Biographien!“

„So ist also mancherlei über diesen Herrn von Goethe geschrieben worden?“ —

Der Hausmeister blickte unsicher umher und fuhr fort:

„Die Literatur über Goethe ist unüberschaubar und wächst von Tag zu Tag. Diese Stube hier würde nicht ausreichen, um die ungezählten Bände, die über ihn geschrieben worden sind, aufzunehmen!“

„Hm! Hm!“ ließ sich der Besucher vernehmen und begann, in der Stube auf und ab zu gehen, oder vielmehr, einen Rundgang um den Tisch zu unternehmen.

„Welcher Natur sind diese Bücher alle?“ forschte er weiter.

„Oh, sehr verschiedene Art! Das meiste ist wohl biographisch“, meinte der Befragte, „außerdem ist Goethes Weltanschauung...“

„Ah! Ich verstehe! Wie sieht es denn aber mit der Würdigung der wissenschaftlichen Arbeiten des Herrn von Goethe?“

„Weniger gut! — Die Professoren sind der Ansicht, daß Goethes Farbenlehre kein wissenschaftliches Werk ist — verzeihen Sie! —, sogar auf gewissen Irthümern beruht!“

Der Fremde, der mit sichtbar großem Interesse seine Frage gestellt hatte, veränderte sich seinen freundlich-aufmerksamen Gesichtsausdruck und wandte sich finstern und verärgert ab.

„Der Herr ist wohl ein großer Goethekenner?“ wagte der Hausmeister zu fragen. Aber es dauerte einige Zeit, bis er zur Antwort erhielt: „O ja, ich glaube!“ —

Allmählich fand der Besucher seine Ruhe wieder und der Hausmeister fuhr schwachhaft fort:

„Die Forschungsarbeit über Goethes Lebensgeschichte dringt heute schon in die kleinsten Details vor...“

„Wie das?“ unterbrach der Besucher erschrocken.

„Ach ja, gestatten Sie mir, daß ich Ihnen die Merkwürdigkeit halber erwähne, daß ein Studiosus der ärztlichen Zahnheilkunde in einer süd-

deutschen Universität unlängst eine Doktorarbeit über das Thema ‚Goethe und — seine Zahnschmerzen‘ zur Prüfung eingereicht hat!“ Unwillkürlich fuhr der Gast mit der rechten Hand schützend an die Bude. —

„Und hat er den gewünschten Gradus erhalten?“

„Allen Anschein nach!“

Der Fremde schwing und setzte sich schweigend in Bewegung, rund um den Tisch herum.

Der Hausmeister nahm seine Führung wieder auf und erzählte in leierndem Ton:

„Hier pflegte Goethe für gewöhnlich seinem Sekretär einige Stunden lang zu diktieren. Während der Arbeit hatte er die Angewohnheit, rund um diesen Tisch zu marschieren...“

„Wie ich es jetzt beläde!“ ergänzte der Besucher.

Der Hausmeister stotterte und betrachtete den Besucher mit erschauerten Augen. „Lassen Sie es aber nun gut sein, mein Lieber!“ sagte dieser und drängte ihn aus der Stube hinaus. Im Gehen warf er einen raschen Blick durch die offene Tür in das kleine Schlafgemach nebenan. Der Hausmeister flüsterte: „In diesem Zimmer starb Goethe. Seine letzten Worte waren...“ Aber der Gast unterbrach seinen rührenden Bericht mit einem kühlen „Weiß schon!“

Der „Gast“ begab sich ins „Junozimmer“. Der Hausmeister bereitete sich, ihm zu folgen. Vor der Kolossalbüste der Juno blieb der Fremde betrachtend stehen und sein ruhiges Auge glitt über das geistlose Antlitz der Göttin. — Das Lärmeräusch eines Autos auf der Straße störte ihn, und er trat an eines der Fenster, schob den Stor zurück und blickte hinab.

„Aber was sind denn das für lackierte Chaifan, die sich von selbst bewegen?“ fragte er verwundert.

„Der Herr ist wohl ein Spatzvogel!“ gab der Hausmeister lachend zur Antwort, „oder sollten Sie wirklich nicht wissen, daß es Autos gibt?“

„Wie beliebt?“ meinte der alte Herr in scherzendem Ton und bat höflich um nähere Auskunft.

„Autos, Autos, Kraftwagen, Motordroschken, Automobile!“ rief der Hausmeister laut lachend.

„Autos“, flüsterte der Greis, „ah, ich verstehe! Also Wagen, die sich selbst betreiben! Eine unglaubliche Erfindung — und ihre Geschwindigkeit ist erstaunlich! Zum Gempel! In welcher Zeit fahren Sie mit Ihrer Motordroschke von hier nach Rom?“ —

„In knapp drei Tagen!“

„Erfaulen!“ rief der Fremde aus, „einst brauchte man für dieselbe Strecke sieben ganze Wochen, fuhr in der kleinsten Kutsche, einer ver-

naleidenen Schottermühle, hatte Malheur mit den Pferden oder mit dem Rutscher, mußte den Uebelstand der Straßen, Staub, Wetterunbill, Raderbruch, Wellenbruch, Fällern, Greizer, Bauner, Diebe, und das schlimmste, eine langweilige Reisegesellschaft über sich ergehen lassen — während Ihr Euch in die bequemen Krafstdroschken setzt und in wenigen Tagen die herrlichsten Plätze des Kontinents erreichen könnt! Wie habt Ihr es gut! Könnend, wenn sie gleich auf viele Meilen voneinander entfernt sind, können sich schon nach wenigen Stunden leidhaftig begegnen. End Ihr darüber nicht glücklich und gar zu bedauern?“

Die Miene des Hausmeisters drückte Zweifel und Vorbehalt aus.

Aber der Besucher fuhr mit bedächtigen Worten fort:

„Ihr zweifelt dennoch? — Ihr gebt mir zu bedenken, daß die schnellen Verkehrsmittel auch Nachteile und üble Erscheinungen im Gefolge haben? Ich sehe das wohl — und vermute, daß Euch die Siebenmeilenstiefel schneller trügen, als Ihr wünscht! Der Lärm der Erichwindigkeit wird Euch berauschen! — Wenn Ihr schon den Raum überwindet, werdet Ihr auch die Zeit überrennen wollen und alle Bedingungen aufzugeben trachten: also das Leben beschleunigen, das Wachstum verschleunigen, den Willen übersteigern, die produzierenden Kräfte antreiben und bis zur Erschöpfung gehen, kurz, wobei die Natur und ihre festen Gesetze scheitern und walten, wie es Euch beliebt! Ist dem nicht so? — Wer aber kann sich über seine eigenen Bedingungen hinwegsetzen, ohne Schaden zu leiden oder Rückschläge zu erfahren? Den Fortschritt in Ehren! Und Eure schmerzhaften Behelbs sind ja an alledem nicht schuld!“ —

Die körperliche Unruhe, die den Menschen ergreift, wenn sich dem Geist eine neue, überraschende Gedankenerleuchtung eröffnet, nahm von dem lebhaften Besucher völlig Besitz. Er begann mit raschen Schritten in der Stube auf und ab zu wandern und künerte sich nicht um den erstaunten Anderen, der es sich nicht verbeugen konnte, daß er es in dem Fremden mit einer uralten Erscheinung zu tun hatte.

Plötzlich blieb der unheimliche Gast dicht vor ihm stehen und blickte ihn scharf in die Augen.

„Mein Herr!“ rief unvermittelt der Hausmeister aus, „Sie sind entweder ein Narr — oder Goethe in Person!“

Die schwarzen Jupitertrauben des Gesichtes begannen sonnenhaft zu leuchten und seine langhalsige Stimme sagte: „Eines von beiden, mein Lieber, werde ich wohl sein!“ —

In diesen Augenblick schüllte die Hausklingel hell auf. Der Hausmeister fuhr zusammen und stotterte: „Besucher! Besuchzeit! Ich werde nicht bleiben müssen, Ihre Erzählung!“

„Genügen Sie Ihrer Pflicht! — und jaagen Sie sich nicht etwa um mich!“ brummte der Besucher und verschwand durch eine der Türen.

Es dämmerte schon, als die letzten Besucher sich anstehnten, das Haus am Frauenplan zu verlassen. Im Treppenhause schloß sich der kleinen Gruppe ehrsüchtig schweigender Menschen ein altnodiges gekleideter Herr an. Als die Türe geöffnet wurde, verließ er als Letzter das Haus, und vergaß nicht, vor dem Hausmeister den Zylinderhut zu läuten und mit einer freundlichen Geste der flachen Hand zu grüßen.

DIE KLEEBLÄTTER

Von Hans Graven

Brin Mittagsessen hatte uns die Amerikanerin erzählt, daß sie in ihrem Leben fünf — acht — zwanzig — kurz also vierundzwanzig vierblättrige Kleeblätter gefunden hätte, und heute vormittag wieder zwei. Da wir wenig verheiratet waren und man den Klee nicht behalten dürfte, gebe sie uns diese beiden „mit die herrlichsten Glückwünsche von sich und ihrem Mann“. Der Mann saß an ihrem Tisch; er war fast taub und lächelte freundlich, wenn er zu unserm Tisch herüber sah. Dann entspann sich zwischen unsren beiden Tischen eine Diskussion darüber, ob man gefundenen Klee wirklich verschenden müsse. Vore widersprach heftig, ich unterstützte sie, die Amerikanerin aber ließ sich nicht überzeugen. Ihr Mann lächelte weiter. Er versahd wenig von unserer Unterhaltung und las in der „New-York Times“. Plötzlich stand die Amerikanerin auf, schrie ihrem Mann etwas ins Ohr, das wir nicht verstanden und verschwand. Vore und ich unterhielten uns leise weiter. Draußen regnete es. Das Rauschen des Regens drang bis in unsere kleine Wirtsstube, in der jetzt, im August, geheizt war. Vor dem Fenster sah man, unheimlich wie pfeifend, die Materialkisten, graue Wellenbleche an den dunkelgrünen Bergwänden des engen Tals langsam vorüberstreifen. Das amerikanische Ehepaar und wir waren hier die einzigen Gäste. Abends kamen manchmal ein paar Holzarbeiter und Flößer aus den nahen Wäldern zum Bier. Dann saßen wir alle unter der Petroleumlampe zusammen und tranken und lachten und hörten den dicken Erzählungen zu, die selbstam gemischt waren aus Allduldsamkeit und altem Glauben. Wenn es Lohn gegeben hatte, holte einer von ihnen, der Vore, die Fäße des Wirts vom Schrank herunter, fuhr wischend über die Esstien und jodelte und spielte

mit seinen riesigen Fingern Walzer und Ländler. Die übrigen gingen in die Küche und holten die Mägle zum Tanz. Es gab immer einen ungeheuren Lärm und nachher stand die Stube

Tiefste Einsamkeit

O müde, schlafersüßliche Welt,
Geleert wie ein vergeßner Krug,
Den rauhe Faust, nach frohem Fest,
In Trunkenheit zu Scherben schlug.

Was sich in Heimlichkeit von regt
Ist trüg, und abgelebter Hall,
Nur Wind, der dürre Reiser feigt
Und schwacher Quellen Tropfenfall.

Schlaf! saß das Herz mit Trauungswalt,
Das in verlass'ner Ode schreit,
Und riegte ab den letzten Spalt
Für jede Hoffnung auf die Zeit.

Und löschte aus die letzte Glut,
Die Herzen gläubig suchen ging,
Die wie ein Narr ihr Edelgut
An heuchlerische Seelen hing.

O Würger Frost, du stiller Tod,
Der manchen kargen Odem sticht,
Sei Bruder in der Lebensnot
Dem Herz, das keinen Ausweg blickt:

Dem nie geworden Dadi und Hort,
Vereinamt irrt, alle Zeit, —
Sei du, der Kälte, ihm ein Port,
Auf daß es ruhe, eingeschneit!

M. F. Bevern

unvergleichlich fest und wie einsteckt in den Dunst von Menschen, frachten Loden und den Tabakrauch aus halblangen Pfeifen. Alle, auch die Amerikaner, waren dann immer sehr froh und unbeschwert und ohne Gedanken. Es war wie ein menschlicher Urzustand. Morgens schienen diese Abende wie Euphorie, schwer von Dunst und Waldreife, aber man versorgte in der frühen sprühenden Luft. Wie gingen meistens spazieren und fliegen auf viele Wege, ohne daß wir wußten, wie sie hießen, einmal entdeckten wir einen Hochsitz. Vore mußte natürlich hinauf und wir sahen nicht weit von uns einen Fels stehen. Wir standen gegen den Wind. Er spürte uns nicht, obwohl er aus einer Tannendichtung heraus gerade zu uns herüber sah. Vore hatte meinen Arm gepackt und sich daran geklammert und sah hinüber. So standen wir lange ohne auf dem Hochsitz, bis der Fels den Kopf senkte, auf dem Boden herum schnupperte und langsam im Wald verschwand. Von da an war Vore eine begeisterte Jägerin und Waldläuferin. Bei Wind und Wetter wollte sie draußen sein, nasse Schuhe störten sie nicht mehr, nicht einmal die grauen Wolken fürchtete sie mehr. Einmal hatte sie sogar mit mir in dem eiskalten Gebirgswasser gebadet, in dem es richtige Fellen gab und auf dessen hellgrün-grauen Strömen sie und da die Fische herumtrieb. Epäre hatten wir uns in die Sonne auf die heißen Steine des trocknen Flußbette gelegt. Vore war traurig gewesen. Sie hatte Fellen gesehen, gefangen aber hatte sie keine. Nicht weit von uns hatten wir den tauben Amerikaner entdeckt, wie er auf einer Baumwurzeln am Wasser saß und mit einer silbernen Angel fischte. Wie er so da saß, sah er kümmerlich und bedrückt aus, und Vore sagte, daß sie Mitleid mit ihm hatte.

Auch jetzt, als seine Frau aus der Stube gegangen war, saß er traurig da. Wie beobachteten ihn heimlich. Auf einmal sahen wir seine Frau auf dem Platz vor dem Galtboß hin und her gehen; sie ging schnell, wie nach einem vorgefassten, bestimmten Plan, von der Tür etwa zwanzig Meter weit bis zur Tanne und immer wieder zurück. Dabei rannte sie und man sah deutlich ihre verlackten Fingernägel. Sie ging immer auf und ab. Ihre Lippen bewegten sich dabei, als ob sie redete, und die hohen Absätze ihrer Galtboßschuhe, die sie auch hier trug, bobeten mit einem knirschenden Geräusch kleine Löcher in den nassen Sand. In der rechten Hand hielt sie einen aufgespannten Regenschirm.

Sie wollte nicht dick werden, hatte sie Lore in ihrem Kandelaber gefunden und deshalb lief sie nach jeder Mahlzeit tausend Schritte, wie es ihre Sekte vorschrieb. Dabei hatte sie ein Buch vorgelegt mit Vorschriften und Sentenzen, die sie fast alle auswendig herlesen konnte. Lore hatte die kleine ältere und runde kleine Frau mit dem energiegelassen Gesicht stumm angesehen und nicht einmal gelächelt. Ich hatte sie dafür gelobt und so war es uns im Gedächtnis geblieben.

Gerade als die Amerikanerin ins Haus zurückging hörte es auf, zu regnen. Lore fragte mich, ob ich schon einmal ein vierblättriges Kleeblatt gefunden hätte.

„Das jetzt noch nicht“, antwortete ich, „obwohl ich bei jedem Spaziergang danach gesucht habe. Und du?“

„Ich auch nicht“, sagte Lore. „Aber wollen wir nicht ein bisschen spazieren gehen? Ich bin zimmermüde.“ Sie lachte laut, als ich etwas von nassen Schuhen und nassen Gras und Schnupfen in dieser Einsamkeit murmelte. Also gingen wir los. Mit diesen Nagelschuhen und rechten Ledermänteln. Es war nicht heiß geworden, aber die Luft war sauber, wie wenn sie eben aus dem Bad gestiegen wäre, und so klar, daß man einfach nicht anders konnte, als sich zu strecken, die Arme zurückzubiegen und tief einzuatmen. Es roch kräftig nach Saubereit und Kräutern und Laßchen. Wenn man unter den Bäumen ging, regnete es manchmal noch; dann hatte der Wind die nassen Äste geschüttelt und die blühenden, zitternden Tropfen stürzten lärmend auf einen nieder. Der lebende Boden der Waldwege war rot und glänzte wie Speck und die Steine waren wie lackiert. Neben uns, etwas tiefer, rauschte das wilde graugrüne Wasser, selten sahen wir es durch eine Längs-

lichtung herausglimmern. Noch immer wehten graue und weiße lange Wolkenfäden über uns an den finsternen Bergwänden hin. Unsere Schritte klangen dumpf zwischen den Bäumen auf dem feuchten Lehm. Manchmal blitzten die Nägel auf den Steinen. Lore behauptete dann, Funken gehen zu haben, seitdem sie einmal von diesem Phänomen gehört hatte. Sie nahm den Hut ab und sagte, ich solle ihn in die Tasche stecken. Aber da sie groß war und hohe schlankte Schenkel hatte, streiften ihre blonden Haare die Zweige. Dann blieb sie hängen, miaute und nestelte blind an ihrem Kopf herum. Jedesmal schnellte dann der Zweig, befand, in die Höhe und begoß sie mit seinen tausend blühenden Regentropfen, die an ihm geessen hatten. Ihre Haare war schon ganz naß. Ich ging neben Lore und jedesmal, wenn sie, wie Abblenden, von dem Gestrüpp gefangen worden war, blieb ich stehen und bückte mich und suchte im fett und dunkelgrün glänzenden Graben nach Glücksklee. Wir waren noch nicht weit gegangen, als ich das erste vierblättrige Kleeblatt fand. Eigentlich hatte ich gar nicht gesucht, meine Hand war einfach magnetisch angezogen worden.

„Lora“, rief ich, „Lora sieh mal rasch, was ich da habe“, und ich hielt ihr das Kleeblatt wie eine Kostbarkeit zwischen Mittelfinger und Daumen hin, während ich die linke Hand darunter hielt, als könnte ich es verlieren und dann nie mehr wiederfinden. Lore schaute misstrauisch, ob ich nicht lachte und fragte, wo ich das gefunden hätte. Ich lachte nicht und beschrieb ihr, wo und wie ich das Blatt gefunden hatte. Sie nahm es in die Hand und sah es vorsichtig und unglaublich die vier Blätter. Sie sagte bloß: „Ah, wie wundervoll, Herrmann.“ Dann warnte sie ängstlich, daß sie ständig mit ihren Haaren hängen bliebe und zu nichts käme, während ich Zeit zum Suchen hätte.

„Und zum Finden“, sagte ich.

„Gib mir meine Mühe“, sagte sie, „ich will auch suchen.“

Ich fühlte fast so etwas wie Stolz.

„Das ist der erste Glücksklee, den ich in meinem Leben gefunden habe, Lora“, sagte ich, „und den habe ich eigentlich nicht gesucht. Der ist mir von allein in die Finger geraden.“ Aber Stolz war es nicht, fühlte ich dann, es war mehr eine Freude über mich mit dem wohlwollenden Schicksal, das mir Glück bringen wollte.

Lore hörte schon nicht mehr. Sie saß da liegend, um im Graben und suchte nach Glücksklee. Ich mochte weiterzugehen, sie werde sich

bestimmt erkalten. Aber sie suchte weiter. Ich ging langsam voraus. Sie kam nie nach, ärgert und niedergeschlagen.

„Ich bin nicht neidisch“, sagte sie mit hängender Lippe, „aber das ist ungerade. Du hast nicht einmal gesucht und ich suche andauernd und finde nichts.“

Ich konnte ihr nicht zeigen, daß ich stolz auf den Fund war, ich redete von gutem Geschick für uns beide, es sei doch schon viel, einen Glücksklee zu finden, den ersten im Leben, und den auf unserer ersten gemeinsamen Reise. Dann bot ich ihr das Kleeblatt an, indem ich mich auf die Aussage unserer Amerikanerin berief.

„Glück bringt so etwas erst“, sagte ich paritätisch wie die Sekterin, „wenn man es verdient!“ Hier, Liebst, bewahre und preise es!“

Lore aber war schon wieder unter eine Tanne getreten und suchte. Sie wollte das Kleeblatt nicht geschenkt haben. Man dürfte das Glück nicht herheulen, sagte sie, ich sei doch dochin der gleichen Meinung gewesen. Sie hatte recht.

„Die Amerikanerin hat auch zwei Glückskleeblätter heute gefunden“, sagte sie verblissen und suchte. Sie fand nichts. Wir gingen weiter. Es gab große Pfützen, deren Wasser rot war vom Lehm und die ausfahlen wie verschüttete Farbe. Lore sah sie nicht an. Sie kümmerte sich überhaupt um nichts mehr. Sie ging stumm vor sich hin. Sie sah richtig vergnügt aus, fand ich. Auf einmal blieb sie stehen. Nur ihre rechte Stiefelspitze bewegte sich. Sie sah auf den Boden.

„Herrmann, komm schnell her“, rief sie, „siehst du das auch, was ich sehe?“ Sie war aufgeregt. Ich ging hinüber zu ihr und bückte mich, um besser zu sehen.

„Nicht“, sagte sie und stieß mich mit der Stiefelspitze weg, „nicht!“

„Was ist denn los?“ sagte ich, „ich sehe ja gar nichts.“

„Wie? Ist das nichts?“ sagte sie und zeigte mir ein vierblättriges Kleeblatt, das sie eben gepflückt hatte. Sie lachte.

„Siehst du“, sagte ich, „man darf nicht suchen, dann findet man!“

„Ach du mit deinem, siehst du, siehst du!“ sagte sie ängstlich, „wie ein Lehrer tust du. Aber du bist bloß neidisch, daß ich auch eins gefunden habe.“

Ich lachte und ging auf sie zu, nahm sie in

(Fortsetzung S. 60)



D I E F O T O - S E I T E

Auf den Himmel achten!

Das menschliche Auge addiert, die fotografische Darstellung erlaubt total. Das will heißen: Wenn wir mit unserem Auge einen bestimmten Raum wahrnehmen, so tasten wir ihn gleichsam ab, indem wir unser Auge wandern lassen, dabei unbewußt messen und vergleichen. Während dieser Wanderung im Raume verändert das Auge seine „Lichtstärke“; die Pupille wird verkleinert oder vergrößert, je nachdem es die Helligkeit; das gerade im Blickpunkt des Auges liegenden Raunteiles verlangt. Unser Auge gleicht damit schon von sich aus große Helligkeitsunterschiede aus. Die fotografische Emulsion aber hat diese Fähigkeit nicht. Denn wir fotografieren das Ganze mit einer fest gegebenen Blende. Deshalb muß in gestalterischer Hinsicht der Einengung des Kontrastumfanges eines Motivs besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden, und die Einengung wird um so größer sein müssen, je ausgeglichener der Helligkeitsumfang ist. Diese Angleichung gelangt uns durch entsprechende Wahl der Belichtung. Lange Exposition vermindert, kurze (aber nicht Unterbelichtung!) erhöht den Tonumfang.

In dieser Hinsicht muß dem Himmel ganz besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden. Es ist eine falsche Annahme, daß der Himmel durch möglichst kurze Belichtung allkernig so abgebildet wird, wie wir ihn empfinden. Das Blau erscheint uns nicht als höchster Farbton, und deshalb müssen wir anstreben, das Himmelsblau auch im Bilde grau zu erfassen. Kurze Belichtung würde wohl zu einer relativ geringen Deckung des Himmels führen, aber sie würde ihn durch Hebung des Tonumfanges in starken Kontrast zu den anderen Farbtonen setzen und deshalb doch im Positiv viel zu hell erscheinen lassen. Deshalb gehört auch zur Wiedergabe des Himmels reichliche Belichtung.

Reichliche Belichtung ist nicht Überbelichtung. Wir müssen berücksichtigen, daß die Emulsion heute reichliche Belichtungszeiten ohne weiteres verträgt. Und deshalb gilt nunmehr auch für die Wiedergabe des Himmels diese neue Erkenntnis. Daß daneben reichliche Belichtung eine entsprechende Durchzeichnung der Schattenpartien bringt, wollen wir nur aus Gründen der Vollständigkeit erwähnen.

Wenn wir klarblauen Himmel ohne Wolkenbildung tonwertrichtig erfassen, braucht uns nicht bang zu sein, daß wir damit ein Stück Langweiligkeit in unsere Aufnahme bringen. Der Himmel ist ja nicht gleichförmig blau; auch er zeigt eine Abstufung, indem er in Richtung nach oben zu allmählich immer dunkler wird, in ein mehr und mehr tiefes Blau übergeht. Indem wir diese Abstufung wiedergeben, wird sofort eine gewisse Belebung ins Bild gebracht. Diese Abstufung erfordert man unter Umständen nachträglich, indem der Himmel durch Abdeckung verschieden lange belichtet wird.

Unsere Aufnahme „Feierliche Stunde“ zeigt eine Abstufung des Himmels in waagerechter Richtung. Der Himmel wird nach links



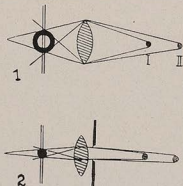
zu heller und wurde bewußt so gestaltet. Denn durch die Anordnung des Kreuzes bekommt das Bild ein gewisses Gesicht; es ist nach links offen, nach rechts geschlossen. Und diese Wirkung wird unterstützt und weiter gehoben durch eine sinnigste Abstufung des Himmels. Sie muß natürlich fein empfunden sein. Denn Überbelichtung ist gewiß schädlich.

Vom Wesen der Tiefschärfe

Es ist eine bekannte Tatsache, daß wir durch stärkere Abbildung unseres Objekts eine Vergrößerung der Tiefschärfe, d. h. jenes Entfernungsbereiches in räumlicher Richtung, das scharf bei einer bestimmten Einstellung erfährt wird, herbeiführen können. Haben wir z. B. bei Blende 3,5 auf vier Meter eingestellt, so reicht der Raum scharfer Abbildung etwa von 3 bis 4 Meter bei irgendeiner Brennweite. Blenden wir auf 8 ab, so erstreckt sich der Raum nunmehr bei gleicher Brennweite von etwa 2 bis 8 Meter. Worauf beruht diese Erweiterung trotz gleicher Einstellung und gleichem Objektiv?

Betrachten wir unsere erste Skizze: Wir wollen mit einem Objektiv zwei Punkte I und II auf der Mattscheibe scharf abbilden. Verfolgen wir den Verlauf der von beiden Punkten ausgehenden Lichtstrahlen, so sehen wir, wie ein Strahlenbündel vor, das andere hinter der Mattscheibe vereinigt wird. Demnach erhalten wir auf der Mattscheibe selbst kein scharfes Bild, sondern einen Zerstreuungskreis, wie ihn die Skizze angibt.

In Skizze 2 haben wir ähnliche Verhältnisse, es wurde nur eine Blende angebracht, welche das Strahlenbündel einengt. Damit



erkennen wir eine notwendige Verkleinerung des Zerstreuungskreises auf der Mattscheibe, und unserem Auge wird dieses Bild scharf erscheinen, obwohl sich an der Einstellung, dem Abbildungsmaßstab usw. nichts geändert hat. Woran liegt das?

Der Durchmesser des Zerstreuungskreises ist kleiner geworden. Da in unserem Auge

jedes Bild in einzelne Punkte zerlegt wird, was durch die Struktur der Netzhaut bedingt ist, erscheinen uns alle die Gegenstände in der Abbildung scharf, deren Zerstreuungskreis einen nicht größeren Durchmesser als $\frac{1}{1000}$ der Brennweite hat. Die Wirkung der Blende darf somit als eine optische Täuschung in gewisser Hinsicht angesehen werden.

Wir sehen zugleich, wie notwendig die Tiefschärfe bei der Vergrößerung kleiner Negative abnehmen muß. Denn bei der Vergrößerung erfahren ja auch die im Negativ vorhandenen Zerstreuungskreise eine Ausdehnung. Zu lernen bleibt daraus im besonderen für den Kleinbildner, daß sich die so viel gepriesene Tiefschärfe des kurz-brennweitigen Objektivs im wesentlichen nur auf Kontaktdrucke und Vergrößerungen im kleinen Maßstab bezieht.

Bellaton-Entwicklerzusatz

Unter Anwendung von Bellaton läßt sich jeder gewöhnliche Positiventwickler in einen Blauschwarzentwickler umwandeln. Da Blauschwarzentwickler Gebrauch eines Entwicklers an sich die Fähigkeit zur Erzielung reiner Bildtöne nachläßt, sei im besonderen auf diese Möglichkeit hingewiesen, die auch zur „Regeneration“ von gebrauchtem Entwickler dienen kann.

den Arm und küßte sie. Während ich sie so hielt, griff ich über mich in die Tasche und schüttelte sie, daß ein kalter Regen von Tropfen auf uns fiel. Lore schrie auf und wie lachten beide und dann hängte ich mich bei ihr ein und wir gingen weiter. Die Sonne kam jetzt ein bißchen heraus aus dem milchigen Himmel und wir zogen unsere Mäntel aus. Dort, wo die Sonnenstrahlen auf den Lannen lagen, dampfte es von Nässe und Feuchtigkeit. Es sah aus, als ob es darunter brennen würde.

Das Gefühl

„Als ich unter dem Auto vorkam, hatte ich das Gefühl wie die mittelalterlichen Könige.“
 „Nanu, inwiefern?“
 „Natürlich, mein Haupt war mit Öl gefalbt.“

Der Schotte

Der Besitzer einer Messerfabrik in Schottland führte eines Tages einen ihm befreundeten Schotten durch seinen Fabrikbetrieb.
 „Siehe, Mac“, sagte er, ihm ein schönes Messer überreichend, „hier hast du ein schönes Andenken von mir! Aber“, fuhr er lachend fort, „seht, müßt ihr mir aber auch einen halben Cent als kleines Gegengeschenk geben, auf daß das Messer unsere Freundschaft nicht zer-schneidet.“

Umwilling suchte darauf der Schotte in seiner Geldbörse nach einem halben Cent, fand aber nur einen ganzen Cent.

„Kannst du mir einen halben Cent heraus-geben?“ fragte nun der Schotte zögernd.

„Nein“, erwiderte ihm sein Freund.
 Mac dachte nun einen Augenblick nach und sagte dann: „Nun, so gib mir noch ein Tasch-messer, dann sind wir quitt!“

Der Schweiger

Der Kölner Universitätsprofessor Max Scheler war nicht nur als Gelehrter, sondern auch wegen seiner witzigen und geistvollen Ausmerkungen berühmt. Bei seinen Vorträgen wechselten Rede und Gegengrede oft schnell und jeder der Hörer legte Wert darauf, mit guten Antworten zu glänzen. Nur ein Student saß meistens ruhig vor seinen Heften und beteiligte sich nie an den Wortgefechten.

Scheler fragte ihn deshalb, warum er nie spreche. Da sagte der Student kurz: „Schweigen ist Gold, Herr Professor.“

Max Scheler lächelte leise und erwiderte: „Goldschmied!“

Ideen

Zu Max Reger kam einmal ein junger Komponist und wollte das Urteil des Meisters über eines seiner Werke hören.

Reger sah einen Augenblick lang in das Notenhett und fragte: „Haben Sie das selbst komponiert, junger Mann?“

„Ja“, erwiderte der Musikus.

„Hm“, sagte Reger, „es ist wirklich komisch! Wenn junge Leute keine Ideen haben, kommen sie auf komische Ideen!“

Trost

„Mein Bedeutungslos ist ein sehr kluger Mensch!“

„Lächle dich, meiner ist auch nicht häßlich!“



Ein solches Mißgeschick und gleiche Not läßt hell uns sehen, daß wir Brüder sind, durch Hilfe soll gemildert unser Schmerz, durch Beistand unsre Last erleichtert sein.



Hahn im Korbe

Bold

Soeben erschien in einem Umfang erweiterte und in Ganzleinen gebundene
Geschenk-Ausgabe

von

Die lustige Arche

Ein fröhliches Buch
 von Fred Endrikat

mit Buchschmuck von Bold
 zum Exemplarpreis von RM. 1.80

Fred Endrikat der einzigartige Bretzeldichter, der geistreichste und temperamentvollste Konferencier des deutschen literarischen Kabarets hat seine von siefgründiger Weisheit und Wahrheit durchdrungenen Tiergedichte in einem Bändchen vereinigt, das unter dem Titel „Die lustige Arche“ alle Freunde eines witzigen deutschen Humors begeistern wird. Von der einfachen Ausgabe zu M. 1.20 sind noch wenige Exemplare zu haben. Wir bitten zu bestellen.

G. Hirth Verlag AG., München
 Herrstraße 10

Bitten

„Jetzt habe ich Sie schon zehnmal gebeten, mir das Geld, das ich Ihnen geliehen habe, zurückzugeben!“

„Na, und wie oft habe ich Sie bitten müssen, es mir zu leihen?“

Der Ärmste

„Seit einiger Zeit raucht mein Mann nicht mehr und teufelt auch nicht mehr!“

„Der Anker! Wieviele Monate hat er denn bekommen?“

Liebe Jugend

Die zehnjährige kleine Margret unterhält sich mit ihrem Dienstmädchen, das katholische Konfession ist, und meint: „Das finde ich überhaupt ganz verückt, daß bei euch die Kinder schon mit sieben Jahren konfirmiert werden. Bei uns wird man erst mit 14 Jahren konfirmiert. — Was weißt denn du, B. ein sieben-jähriges Kind von einer Altbandage?“

Schmeichelei

Landwirten, vornehmlich aber ostpreussischen, sind allzu höfliche und liebenswürdige Leute geworden. Überschwenglichkeit und große Worte liegen ihnen nicht. So kündigte einmal ein ostpreussischer Gutsherr seinen Inspektor, weil er ihn zu liebenswürdig war... Der Inspektor versuchte noch einmal (in verbindlicher Form natürlich) seinen Herrn zu überzeugen, daß ein Gut auch mit Liebenswürdigkeit gut zu verwalten sei. Aber vergeblich. Da riß denn der höfliche Inspektor die Geduld, er schlug mit der Faust auf den Tisch und zitierte den Höf von Verdingungen. „Nei, nei, mein Onkel, jetzt ist zu spät!“ rief der Besitzer, „jetzt wollen Sie sich wohl einschmeicheln, was?“ F. H. S.

Americana

König Viktor Emanuel kann lachen; gewinnt Italien den Krieg, wird er Kaiser von Abyssinien, verliert es, wird er König von Italien.

Rußland hat von Amerika das Baseballspiel übernommen; von dem Schachmeister, der schlechte Spieler nach Sibirien schickt, werden wir wohl bald zu hören bekommen.

Jetzt ist endlich bekannt geworden, warum die englischen Studenten alle den Scheitel in der Mitte tragen; bei den Ruderwettkämpfen zwischen Oxford und Cambridge hat die am besten ausgevogene Mannschaft die meisten Siegeschancen.

Ein Mexikaner ist im Alter von 120 Jahren gestorben. Er schreibt seine Langlebigkeit der Tatsache zu, daß er sich um die Politik seines Landes wenig kümmerte.

Die Befürworter der „Trockenlegung“ haben sich noch immer nicht mit den bestehenden Tatsachen abgefunden; ein neuer Beweis, daß die Temperenzler zu den schlimmsten Folgen des Alkohelmisbrauches zu zählen sind.

(Fortsetzung S. 62)

Soeben erschienen:

Otto Hofmann

Was ich erlebt — was ich erdacht

Gedichte eines Vielgewanderten.

112 Seiten in Ganzleinen M. 1.80.

Aus einem reichen Erleben heraus sind diese Reime entstanden, die in ihrer ungekünstelten Form jeden ansprechen, der das Leben ebenso liebt wie der Verfasser. Ein Buch und ein Geschenkband besonders für die Frau.

Zu haben in den Buchhandlungen oder beim Verlag

G. Hirth AG., München, Herrnstraße 10

Original-Aphorismen

Von Johann Dietrich Warnken

Rückgängig machen kann man nur eine äußere, niemals eine innere Angelegenheit.

Die meisten Enttäuschungen erlebt der Geißt, aber sie berühren ihn am wenigsten.

Jeder Gemütszustand, der alle anderen Gemütszustände verdrängt, ist eine krankhafte Erscheinung.

Hogenbarth



„Du bist nur nett zu mir, wenn du Geld brauchst!“

„Aber ich bin doch immer nett zu dir!“

„Ja ... leider!“

Viel Kraft wird nutzlos aufgebracht durch erbeutelte Freude und erbeutetes Leid.

Gram ist der Abgrund der Trauer.

Das Talent stellt eine Latzacke der Natur oder des Empfindens dar, das Genie eine ihrer unbegrenzten Möglichkeiten.

Nachher zerfällt am Schicksal.

Ein gebildeter Dilettant ist ein solcher, der aufhört zu produzieren, sobald er sich erkannt hat.

Was weiß der von guten Zeiten, der keine schlechten gekannt hat?!

Wer zuerst den Auspruch tat: Die Welt will betrogen sein, schuf den Betrüger einen starken moralischen Rückhalt.

Nur weit abseits vom Leben stehend, vermag man das Leben zu überblicken.

Nichts brennt heißer, als ungeweinte Tränen.

Der Freund der Frauen

Kaiser Josef schrieb einmal unter eine Vitschiff, die ein Fabrikant bei Hofe einreichte und in der er um einen Zuschuß für sein Unternehmen bat, da seine Gattin aus ihren eigenen Mitteln nichts für den Betrieb beizutragen wollte: „Ich halte es mit der Frau!“

Das langsame Gift

Voltaire erhielt noch spät abends den Besuch seines Arztes, der ihn Kaffee trinken sah. Verwundert sagte dieser zu ihm: „Wie können Sie nur so unvernünftig sein! Kaffee ist ein langsames Gift!“ — „Ganz recht!“ erwiderte Voltaire und schenkte sich seine Tasse wieder voll. „Gerade deshalb trinke ich ihn.“ — „Das verstehe ich nicht!“ — „Nun, Sie sagten doch jaeben, er sei ein langsames Gift. Das stimmt! Ich trinke Kaffee seit etwa sechzig Jahren.“

Ein wahres Märchen

Ein berühmter Schauspieler saß an der Tafel des Königs. Seine Augen hielten starr an einer goldenen Schüssel mit Rebhühnern, die gerade auf den Tisch gestellt war. Der König geradete es und sagte, gnädig gestimmt, zu dem Diener, der hinter ihm stand: „Reihe die Schüssel zuerst dem Künigler!“ Der Diener führte den Befehl eilig aus. Als er die dampfende Schüssel dem Schauspieler hinhielt, damit er sich bediene, blickte dieser zum König hinüber und fragte: „Die Rebhühner auch, Majestät?“ Der König lachte laut und schenkte ihm die kostbare Schüssel.

Geistvolle Verteidigung

Der große Astronom Schubert war sehr schwächten und oft äußerst kritisch. Als er wieder einmal auf einem glänzenden Hofest inmitten vieler ordnungsgemähter Offiziere eine Ungeschicklichkeit begangen hatte, sagte einer der Herren: „Es ist mir unbegreiflich, wie man sich so ungeschickt benehmen kann!“ Ein Vertreter des Gelehrten erwiderte: „Es wird ihm konfus gemacht haben, daß er so viele Sterne am unrechten Plage sah.“

EXAKTA



DRESDEN STRIESEN 689

Die Frau

„Eine Frau kostet heute sehr viel Geld!“

„Morgen und die übrige Zeit schon auch!“

Zimmer

„Was, Müller, der nur Frau und Tochter hat, behauptet, eine fünfzigmeters Wohnung zu besitzen?“

„Er wird halt die Frauenzimmer mitechnen!“

STEPANZ

nach englischer Lehrweise leicht gemacht. Lehrbrief gegen Entgelt von RM 2. — auf Postcheckkonto München 15978

G. Seimelitz, München 23
Heinrichstraße 24

Sieben erschien:

Michel Vomland

Der Hupfinger Wasfl

geht zum

Bauerntheater

Preis M. 2.—

Eine heilige Geschichte aus den bayerischen Bergen, frisch erzählt und flott geschrieben, die jeder, der auf Reisen oder in der Sommerfrische mit der bayerischen Landschaft in Berührung gekommen ist, einige Stunden auf's Angenehmste unterhalten wird.

Es ist die Geschichte eines bayerischen Bauern, was durch den Bezug in den Roman verkehrt eine schnell ausführende Sommerfrische wird mit Bauerntheater und festigen Traum und Drom einer Fremdenstation. Die Bauern sind sehr glücklich, wie es nur einer kann, der demnach mit ihnen in Berührung ist.



Ein Geschenkbuch von besonderer Art!
Zu beziehen durch den Buchhandel und den
G. Sirth Verlag, München, Herrnh. 10

(Fortsetzung von Seite 60)

Eine jüdische Modistin hat eine neue Damenhandtasche in der Form eines Korbeneimers herangerichtet. Vielleicht bringt doch noch einmal ein Modehaus eine in der Form einer Damenhandtasche.

Einem Antiquitätenhändler ist es gelungen, das Bett der Königin Elizabeth von England zu verkaufen. Seine Kollegen sind voller froher Hoffnungen und beginnen, diese Betten nun am laufenden Bande herstellen zu lassen.

Nach ärztlichen Beobachtungen soll ein tägliches Schwimmbad das Körpergewicht ganz bedeutend verringern. Es ist nur schade, daß jeder Walfisch diese Behauptung Lügen strafbar kann.

Nach Statistiken aus Washington besitzt dort die Hälfte aller Familien Kautschuk. Der Sachlage entsprechend wird die andere Hälfte ohne solche nun ebenfalls verrückt werden.

Der Völkerbund hat mit dem abessinischen Konflikt jedenfalls bewiesen, daß er einen Krieg verhindern kann, bis er kommt.

W. Schin.

Höflich

„Sie nehmen also die Gefängnisstraße an, Angeklagter?“

„Ich bin so frei, Herr Richter!“

REGENWETTER

Von Fred Endrikat

Da sitzt man nun und wartet auf die Sonne.
Der Himmel baumelt wie ein nasser Sack hernieder.
Aus Wolkenfegen blickt ein Schimmer hin und wieder
in meine Kammer, wie in eine Regentonne.

Man wartet schon am Abend auf den nächsten Morgen.
Der kommt mit Wassertiefeln und mit einer Nebelmütze,
klopft an das Fenster und schiebt durch die Risse
schon wieder ein Paket mit neuen Sorgen.

Man wartet still von einem Jahr zum andern,
es schmerzt die Brust, die Seele wird zermüht.
Die Jahre und die Ideale wandern
bis daß der letzte Hoffnungsschimmer stirbt.

Da hockt man nun in seiner Regentonne
und findet niemals die ersehnte Ruh.
Man sitzt und wartet, wartet auf die Sonne —
und ist sie da — zieht man den Vorhang zu.

Rubay



„Zwölf Kunstrichtungen, fünf Stipendien und zwao Romreis'n hams scho aus mir rausgeschlagen, — und dabei sagns alle, i sei a Flitscher!“



Waldemar Keller: „Die letzte Nacht an Bord der Adelaide“. Roman. Schögen-Verlag, G. m. b. H., Berlin.

Die „Adelaide“, ein Trampdampfer mit Kohle und Salpeter auf dem Kurs zwischen dem australischen Newcasttle und dem chilenischen Talait, ist Schauplatz dieser Handlung. Geschlachtet wird allerdings nicht bloß die „letzte Nacht an Bord“, in der es zur Katastrophe kommt, sondern die wochenlange Entwicklung, die zur Ermordung des Kapitäns führt. Das Verhängnis war natürlich eine Frau, die man nicht an Bord solcher Schiffe halten soll. Keller bezieht und erzählt das recht unterhaltend und echt, da er selbst an Bord solcher Tramps gefahren ist. K. K. Wolter

Otto Erich Kiesel: „Die Ungewundenen“. Ein Tatsachen-Roman. Broschek & Co., Hamburg 36.

Nicht ganz einheitlich in der Durchführung, eine Mischung aus reiner Reportage und geschlossenen Roman, berichtet K. das kriminelle Geschehen um die „Engelmacherin“ Mutter Feldmann, die etwa ein Jahrzehnt vor dem Weltkrieg ihre entsetzliche Tätigkeit in Hamburg entfaltete. Da K. das Ende vorwegnimmt, opfert er freiwillig einen Teil der Spannung. Trotzdem bleibt noch genügend, um den (an solcher Unterhaltung interessierten) Leser zu fesseln. K. K. W.

Eva Leidmann: „Ein Mädchen geht an Land“. Roman. Buch- und Tiefdruck-Gesellschaft, Berlin SW 19.

Erna Quandt, eine einfache nordische Seemannstochter, schweigsam und unbearbeitbar in ihrem Tun, kehrt dem Frachtwagen ihres Vaters den Rücken und verläßt die „christliche Seefahrt“, da sie ihrem Verlobten das Leben gekostet hat. An Land geht Erna in Dienst und durchkostet nun die kleinen Freuden und Leiden eines solchen Daseins in einem feinen Hamburger Haushalt. Die Verfasserin versteht es, anschaulich und überzeugend zu schildern, wenn auch die fast durchweg gewählte Form des „geschändeten Präsen“ ermüdend wirkt. Stellenweise findet man stilistische Entgleisungen (schon die Ankündigung auf den Buchklappen wimmelt davon) wie „Jonny hat einen Stich ins Ungewisse (S. 68). Aber trotz allem eine wunderliche Begabung, diese Leidmann. K. K. W.

Peter Hagen: „Bornemann gehört zu uns“. Buch- und Tiefdruck-G. m. b. H., Berlin.

Arbeiter — Werk — Staat, diese drei Einheiten und ihre wechselnden Beziehungen zueinander werden hier im neuen Deutschland und in Nordamerika innerhalb eines reportagehaften (einem Film gleichenden) Romans dargestellt. Erfreulich ist die Haltung und Gesinnung, die aus diesem Buch spricht. Dagegen erscheint die bunte Mischung von Lyrik, Reportage und Gedankenmonolog weniger glücklich, da sie den Fluß der Handlung hemmt und — trotz der gelegentlichen Versicherung des herausgebenden Verlags — eine stilistische Konstruktion darstellt. K. K. W.

E. A. Greeven: „Hoffnung auf Liebe“. 2 Novellen. See-Verlag, Friedrichshafen a. B.

„Sidonie Beeskow“ und „Briefe aus Asuncion“ sind die beiden Novellen betitelt. Fernes, Fremdländisches klingt an und man glaubt in ferne, geheimnisreiche, schicksalsvolle Reiche geführt zu werden. In Wirklichkeit ist der Schauplatz friedliches Gelände am Bodensee, wo Menschen in einer gehegten, befriedeten Natur werken und wandeln und dazwischen ihre Sehnsucht in Phantasiebilder über den blauen Spiegel des Sees bis zu den zackigen Silhouetten der Berge verträumen oder zu magischen Weisheiten bei der silbernen Klarheit der Luft kristallisieren. Bisweilen bleibt auch bei den reifen Menschen ein Rest von Unruhe, der schicksalsartig Gestalt annimmt in der Person einer Frau, die von ferher den stillen Kreis von Natur und Menschen betritt. Sehnsüchte werden noch einmal lebendig, Hoffnung auf die große tiefe Liebe wird noch einmal wach. Alle Lebensunruhe steigt auf durch das Erscheinen dieser Frauen aus der Fremde. Aber das seltsame Ferne und das warme Heimische greifen sich gegenseitig nur und vermögen nicht zu einer stärkeren Einheit zusammenzuwachsen. Schicksalsartig wie die Frauen gekommen, gehen sie aus dem Kreis

und für die Zurückbleibenden erweist sich die Hoffnung auf Liebe als ein Verzicht auf Liebe mit dem Gewinn einer resignierten Abklärung. Man legt das Büchlein aus der Hand und hat eine Stimmung, wie wenn man an einem Herbsttag an den Ufern des Bodensees gewesen wäre: Aufsteigende Nebel hat eine kräftige Brise fortgeweht und verklärt liegt blauer See und blauer Himmel vor den weiten Blicken. Dr. Zimmermann

„Ein Volk von Fliegern...“ Von Hans-Georg Schulte. Leipzig, Hesse & Becker Verlag. 254 Seiten mit 90 Bildern. In Leinen gebunden RM. 4.80.

Ein Buch, aus Begeisterung geboren und Begeisterung weckend. Es klärt uns auf über Sinn und Zweck der großen flugsportlichen Veranstaltungen und über den Aufbau der deutschen Luftmacht. Es gibt lebendige Schilderungen aus dem Leben der Flieger und Flugschüler. Mitarbeiter wie Loerzer, Angermund, Hirt, Riedel, Dittmar u. v. a. schreiben über den Segelflug, über das Leben in den Lagern, über Erlebnisse in fremden Erdteilen, über den Motorflug und über die fliegerischen Aufgaben von Gegenwart und Zukunft. Das Werk umfaßt das ganze Gebiet des Fliegens und weilt den Leser ein in das Leben und Treiben der jungen Luftmacht. Schöne Aufnahmen von Segelsport- und Flugplätzen, von Flugzeugen, aus den Lagern und aus Flugzeugen heraus umrahmen den Text und machen das Buch ganz besonders wertvoll.

Lerne reden! Ein Weg zum Erfolg. Praktische Redelehre für jedermann. Von Dr. Richard Wittsack. Leipzig, Hesse & Becker Verlag. 152 Seiten mit vielen Abbildungen und Zeichnungen. Preis: RM. 2.—

Der weithin bekannte Fachmann schreibt in scharf umrissener, für jedermann verständlicher, ansprechender Form über die Macht der Rede und zeigt den Weg zu ihr. Jeder Berufstätige, ob Kaufmann, Werkmeister, Angestellter, Beamter, weiß, was das rechte Wort zur rechten Zeit bedeutet, und daß es oft den Erfolg bedingt. Er wird in dem Buch angeleitet, sich einer Redeschulung zu unterziehen. Alle wesentlichen Fragen für den Erfolg einer Rede werden berührt. Wir hören, wie man spricht- und Redegang bekämpft, den Willen stählt, die Sprechtechnik fördert, die Stimme gesund erhält, wie man den Stoff sichtet und schildert, die Ausdruckskraft steigert und sich von der klaren, mündlichen Mitteilung allmählich zum freien Reden entwickelt. Bilder und Zeichnungen beleben das Buch und fördern das Verständnis des Textes.

Bescheiden

In einem Bericht, den General Suvorow von der italienischen Front an den Zaren gelangen ließ, heißt es: „Die Österreicher haben uns Helden geschenkt und wir — wir Österreicher!“

Zu spät

Napoleon befand in Fontainebleau eine Reihe von Flugschriften in die Hand, in denen an seiner Regierungskraftigkeit scharfe Kritik geübt wurde. „Hätte man mir vor drei Jahren nur den hundertsten Teil dieser Wahrheiten gesagt“, meinte er zu einem Begleiter, „so stünde mein Thron vielleicht heute noch.“

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer“

soll von jedem waldgerechten Sportfischer gehalten werden. „Der Sportfischer“ bringt Text- und Bildmaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

1/2 jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—, man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

**FISCHEREISPORT-VERLAG
DR. HANNS SCHINDLER,
Fischerel-Buch- u. Kunsthandlung
München NW 2, Karlstraße Nr. 44
Tel. 396160**



Angsttraum eines Münchners

oder

Das neue Opernhaus

Anton Leidl



Mir wars gnual



Ausschloss'n



Net ums Verrecken!



Hilfe— Hilfe—